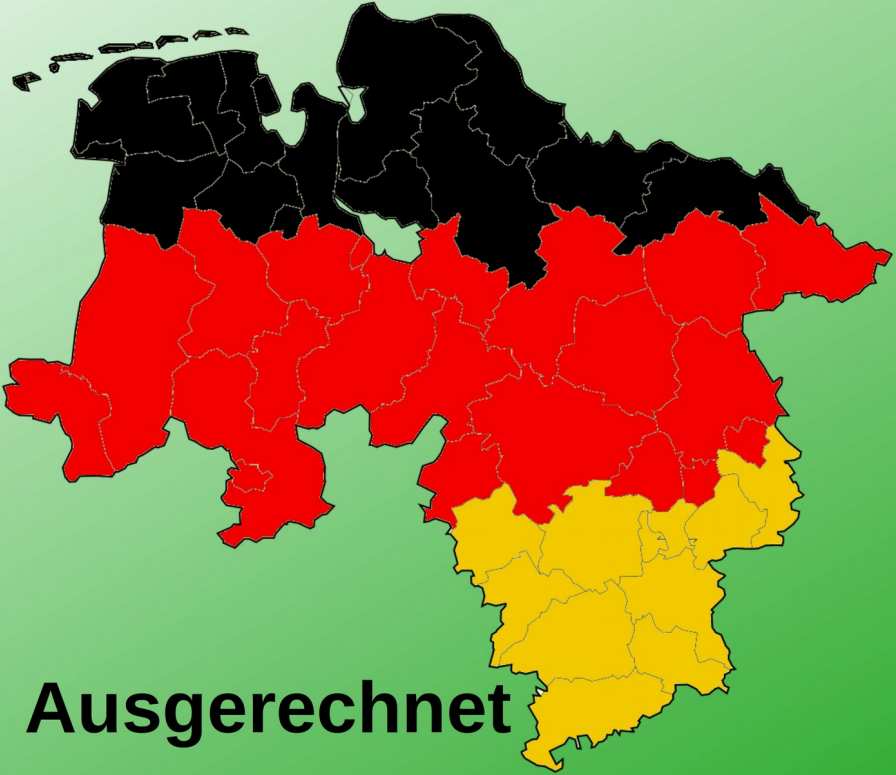


Nick Lubens



Ausgerechnet

Hochdeutschland

Ich glaube, mein Therapeut hatte doch Recht. Ich muss der Tatsache ins Auge sehen und mich meinen Problemen mit Demut und Offenheit stellen. Kein Herumdrucksen mehr, keine falsche Scheu, kein Verdrängen.

Ja, ich habe eine Behinderung. Schon seit meiner Geburt trage ich dieses Handicap in mir, auch wenn es mir erst in den letzten Jahren meines Lebens so richtig bewusst geworden ist. Nicht dass mein Therapeut etwas mit dieser Erkenntnis zu tun hat. Das musste ich ganz allein herausfinden. Es ist ja nicht so, dass man mir meine Behinderung ansieht. Im Gegensatz zu meinem Kumpel Freddy geht es mir phantastisch. Freddy sitzt, seit er 15 ist, im Rollstuhl. Die ganze Stadt ist voll mit Kanten, Bordsteinen, Treppen und falsch parkenden Autos, die ihm das Fortkommen beinahe unmöglich machen. Und dann immer diese mitleidigen Blicke der Fußgänger, wenn sie sehen, wie viel Mühe es ihn kostet, einfach nur in einen Bus einzusteigen. Obwohl die meisten ja eher beschämt weggucken, wenn er kommt.

Nein, ich kann alle Gliedmaßen bewegen, meine Gedanken rauschen mit Hochgeschwindigkeit zwischen den Synapsen hin und her, ich kann mich in jeder sozialen Situation problemlos in andere Menschen hinein versetzen und sogar sprechen. Obwohl, beim Sprechen passiert es meistens,

dass die anderen mitbekommen, dass mit mir etwas stimmt. Manche merken es sofort, andere brauchen ein paar Minuten, aber früher oder später fällt es allen auf – ich bin Sachse.

Das Problem mit dieser Behinderung liegt darin, dass man sie gar nicht wahrnimmt, so lange man in Sachsen lebt – was bei mir immerhin die ersten 25 Jahre meines Lebens der Fall war. Ich war ein glückliches Kind, ausgestattet mit voller Funktionsfähigkeit des Körpers und einem Sprachbedürfnis, das dafür sorgte, dass morgens schon vorm Aufstehen die ersten Wörter aus meinem Mund herausprudelten und dieser Quell an Formulierungen erst mit dem Lichtlöschen am späten Abend wieder versiegte.

Heute ist das anders, denn ich lebe nicht mehr in Sachsen. Jahr für Jahr wurde ich stiller, erst unmerklich, dann mit zunehmender Geschwindigkeit erhöhten sich die Phasen des Tages, an denen ich am liebsten gar nichts sagte. Ja, ich kenne die Blicke, die Freddy zugeworfen werden, nur zu gut. Allerdings sind sie in meinem Fall nur selten mitleidig. Eher schon begegnet mir dieses überlegen verständnisvolle Heben einer Augenbraue oder das kaum merkliche Kräuseln der Lippen, das mir klar macht, dass selbst die strohdoofe Kellnerin, die ständig nachfragen muss, was ich bestellt hatte, weil sie es sich auf dem Weg zur Küche nicht

merken konnte, denkt, sie sei mir geistig überlegen. „Ah, wieder so ein bekloppter Sachse.“, schallt es mir aus diesem Lippenkräuseln entgegen. „Warum lernt der nicht erstmal ordentlich sprechen, bevor er etwas von mir will?“

Und das von Menschen, die „DAS Haargummi“ sagen.

Manchmal kommt die Erkenntnis meiner Behinderung auch in freundlich verpackten Vermutungen daher. „Sagen Sie mal, sind Sie aus Thüringen?“, werde ich häufig gefragt. Das ist der Punkt, an dem ich weiß, dass mein Gesprächspartner eine östliche Herkunft meinerseits festgestellt hat. Und irgendwie scheinen die Niedersachsen zu glauben, dass Thüringer im Vergleich zu Sachse das weniger schlimme Schimpfwort ist. Kein Thüringer würde jemals auf den Gedanken kommen, ich könnte aus seiner Sprachsippe stammen, und ich glaube, auch den Niedersachsen ist klar, woher ich komme. Sie trauen sich nur nicht, meine Behinderung offen anzusprechen, aus Angst, etwas falsch zu machen. So wie manche Leute Freddy nicht ansprechen. Könnte ja sein, dass er einfach nur Rollstuhltestfahrer ist und eigentlich prima laufen kann. Es ist ein bisschen so wie mit den alten Frauen, die in den Kinderwagen gucken und, weil das Kind von modernen Eltern in grün und gelb gebettet wurde, aus der Bettdecke nicht gleich auf das Geschlecht des Kindes schließen

können. „Ach, was für eine süßer Junge.“, hört man dann meistens einen Ausruf des Entzückens. Ein Mädchen für einen Jungen zu halten scheint weniger verhänglich zu sein als die umgekehrte Verwechslung.

Manchmal werde ich auch für einen Schwaben gehalten. Schließlich spreche ich mit meinen nichtsächsischen Landsleuten Hochdeutsch, sie würden sonst ja kaum etwas verstehen. Vor allem in beruflichen Zusammenhängen ist Hochdeutsch als Verkehrssprache unumgänglich. Wir alle mussten es in der Schule lernen, egal ob Bayern, Kölner, Plattsprecher oder eben Sachsen. Nur, dass wir es im Gegensatz zu den Mittel- und Südniedersachsen, die sich mangels eines eigenen Dialekts als die Krönung der Deutschsprecher empfinden, mit einem leichten bis mittelschweren Akzent versehen. Und dieser Akzent verrät dem Kenner, dass wir nicht ganz so gebildet sind, wie die Hannoveraner, Braunschweiger oder Göttinger. Kann ja gar nicht sein. Sprachbehinderung ist ein sicheres Zeichen geistiger Zurückgebliebenheit. Erkennt mein Gegenüber dieses Handikap in einem geschäftlichen Zusammenhang, setzt sich in seinem Kopf ein Räderwerk der Analyse in Bewegung und erstellt in Windeseile eine Liste der Intelligenzfähigkeit sämtlicher deutscher Stämme.

„Sind Sie Schwabe?“, wurde ich dann nach wenigen Sekunden von den Kunden gefragt, die ich freundlich an einem norddeutschen Bankschalter begrüßte. Oft lag ein kleiner Hoffnungsschimmer in den Augen der Fragesteller. Schwaben können gut mit Geld, das weiß man ja. Es wäre also nicht so schlimm, einem von ihnen das eigene Ersparte anzuvertrauen. Leider musste ich diese Hoffnung jäh in schwarze Asche verwandeln, denn ich schlug mit der ultimativen Intelligenzkeule zu. Sachse. Ganz unten auf der Liste.

Es ist selten vorgekommen, dass die Panik in den Augen der Kunden zu einer sofortigen Auflösung des Girokontos geführt hat, aber irgendwie schienen sie doch immer erleichtert, wenn ich sie meinem Arbeitsauftrag gemäß an einen akzentfrei Hochdeutsch sprechenden Kundenberater weitergereicht hatte, der sie dann in die Einzelheiten von CumEx und anderen komplizierten Anlagemöglichkeiten einweichte. Milde lächelnd sah ich ihnen nach, wie sie den mit allen Wassern gewaschenen Kollegen in die schalldichten Beratungskabinen folgten, um ihr schwer verdientes Geld vor den Krallen der Finanzamtsmitarbeiter in Sicherheit zu bringen. Jung und unschuldig, wie ich damals war, ahnte ich noch nicht, dass sie mich mit ihrer überlegenen Intelligenz bereits durchschaut hatten.

Blitzschnell hatten sie meine Behinderung diagnostiziert, von der ich selbst bis dahin noch nichts mitbekommen hatte.

Dabei hätte mir schon in der Schule auffallen müssen, dass bei mir im sprachlichen Bereich etwas nicht stimmte. Ich erinnere mich noch gut, wie wir am Ende der vierten Klasse von unserer Klassenlehrerin gefragt wurden, auf welche neuen Fächer wir uns besonders freuten. Hatten wir uns bisher hauptsächlich mit Deutsch, Mathematik, Heimatkunde und Werken herumgeschlagen und zwischendurch in Kunst, Musik und Sport, wo ich immer einer der Klassenbesten war, durchgeatmet, kam in Klasse 5 ein ganzer Schwung neuer spannender Wissensangebote auf uns zu. Die meisten meiner Klassenkameraden konnten es nach eigenem Bekunden kaum erwarten, endlich Russisch zu lernen, die Sprache des großen Bruders, der Freiheit, des Sozialismus und des Kampfes gegen die imperialistischen Aggressoren aus dem Westen. Ich weiß nicht, was mich geritten hat, aber ich entschied mich für Biologie und Geschichte. Auf der Stirn unserer Lehrerin zeichnete sich eine nachdenkliche Falte ab, aber als ich auch nach einigen Wartesekunden, die sie mir zur Korrektur meiner Aussage eingeräumt hatte, immer noch nicht Russisch gesagt hatte,

ruckte ihr Kinn heftig nach vorn und sie nahm Isabelle dran, die sich wie alle anderen artig auf Russisch freute.

Heute könnte ich sagen, ich hab es ja gleich gewusst, aber was bringt mir ein später moralischer Sieg gegen meine zehnjährigen, vom System korrumpierten Klassenkameraden schon für eine Genugtuung? Um es kurz zu machen: unsere Klasse war in der Sprache der Freunde eine Katastrophe. Einmal in der siebten Klasse kamen Sowjetsoldaten zu Besuch. Man sollte meinen, dass wir uns nach über zwei Jahren ehrgeiziger Bemühungen unserer Lehrerin auf einem Niveau hätten befinden können, wenigstens rudimentäre Konversation mit ihnen zu üben, aber leider verstanden sie unser Russisch genauso wenig wie wir ihres. Mich beschlich damals der leise Verdacht, dass es vielleicht zwei Russische gab und wir die ganze Zeit das falsche lernten, aber bis heute habe ich keinen Beweis für diese These gefunden. Zu dieser Zeit wusste ich natürlich auch noch nichts von der Sprachbehinderung, die ich mit all meinen Mitschülern teilte. Sogar Stefan, der in Berlin geboren war, hatten wir zum Sächseln verleitet, was beweist, dass es sich nicht um eine genetische Verkümmernung handelt, unsere Sprachschwäche stattdessen antrainiert wird und sogar ansteckend ist. Der Nachmittag mit den Soldaten wurde übrigens doch noch ein Erfolg. Kai

rief irgendwann das einzige russische Wort, das er kannte und das zufällig in ihrem und in unserem Russisch die gleiche Bedeutung hatte, und so tanzten die Rotarmisten über eine Stunde lang unter unseren frenetischen Anfeuerungsrufen für uns Kasatschok. Erst Jahre später, als ich bei dem Versuch, ihnen nachzueifern, nach fünf Sekunden mit schmerzenden Knien aufgeben musste, wurde mir bewusst, welche körperlichen Qualen die grinsenden jungen Männern in ihren grünen Uniformen an diesem Tag hatten durchstehen müssen, nur um uns sprachunbegabten Kindern eine Freude machen zu können. Biologie stellte sich im Übrigen als durchaus spannendes Fach heraus, im Gegensatz zu Geschichte, wo es eigentlich immer nur um großartige Männer ging, die schon lange vor Karl Marx gewusst haben sollten, dass sie am Ziel, der ganzen Menschheit den Kommunismus zu bringen, mitwirken mussten. Nur das Schaduf, mit dem die Ägypter und Mesopotamier ihre Felder bewässerten, fand ich wirklich faszinierend. Das ist mir in Erinnerung geblieben. Und natürlich Hannibals Elefanten, die ohne Winterschuhe über die verschneiten Alpen gestiegen waren. Ach und was waren wir stolz auf uns Sachsen. Wir hatten schließlich nicht nur England erobert und mit den Ottonen und den Saliern zwei stolze deutsche Königsdynastien gestellt, nein,

seit dem schmalkaldischen Krieg waren wir die Vorreiter des Pazifismus gewesen. Beinahe jede Schlacht, an der die sächsische Armee beteiligt war, ging zugunsten der Gegenseite aus. Besonders faszinierend fand ich den Dreißigjährigen Krieg, in dem die Schweden immer dann besonders erfolgreich waren, wenn es ihnen gelang, die Sachsen den Kaiserlichen in die Arme zu treiben. Irgendwann fand Tilly das heraus und so versuchte man, die sächsischen Truppen als eine Art schwarzen Peter immer dem anderen Lager zuzuschustern. Vielleicht hat der Krieg deshalb so lange gedauert, weil die Sachsen sich nicht entscheiden konnten, wen sie zum Verlierer küren wollten. Besonders peinlich war meinen Klassenkameraden die Geschichte mit den Preußen. Die Berliner schauten ohnehin schon immer auf uns herab und als wir in Geschichte dann zum Alten Fritz kamen, wussten wir auch, wieso.